

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

143 (24.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Theater und Musik

Badisches Landesheater

Neu einstudiert: Boris Godunow

Die Bollschuttmauern kosten das deutsche Volk beträchtliche Opfer. Davon weiß der Komponist ein Lied zu singen. Die Landwirtschaft sucht den Wert ihrer inländischen Erzeugnisse auf keine Kosten zu erhalten und womöglich zu steigern. Genau so wie die Landwirtschaft möchte es gern alle andern Berufe und Stände machen. Durch den Wall der Gama, den sie immer höher aufstürzen, wollen sie sich am liebsten alle unangenehme Konkurrenz vom Hals halten. Die Frage steht noch offen, ob die Schäden des geistigen Bollschutzes nicht die des landwirtschaftlichen noch aufwiegen. Der ganze Streit um die Parteibuchbeamten, deren Unfähigkeit aus dem Mangel eines fehlenden abgestimmten Prüfungssystems bewiesen werden soll, ist nichts anderes als die demagogische Verschleierung der persönlichen Interessen der geistigen Hochschulschüler. Die Frage um die es sich dabei dreht, ist heute zwar aktuell, aber keineswegs neu. Sie hat sich immer wieder gestellt, wenn aufstrebende Talente ohne abgestimmte Ausbildung den Bestand des guten Alten durchdrachen. Als Verdi, der Komponist der Aida, in das berühmte Mailänder Konseratorium eintreten wollte, wurde er zurückgewiesen, weil seine Arbeiten nach Meinung des zuständigen Direktors auf völlige Talentslosigkeit schließen ließen und als Muskorator „Boris Godunow“ 1877 in Petersburg seine Premiere erlebte, „brach er unter den wütenden Schlägen der Bedanten, der Routiniers, der Professoren und der Kritiker zusammen, welche die Niederlage schon vorbereitet hatten und den Komponisten auf des Hochsiegels schmähten und beschimpften. „Dieses Schauspiel bleibt sich immer und überall gleich“, sagt der Autor vorstehender Zeilen, der sein Büchlein über russische Musik schon 1904 herausgab. „Man behandelte ihn (Muskorator) als lächerlichen Sanoranten, man war empört über seine Robheit, seinen Mangel an Geschmack, man häufte einen Berg von Schmähungen, Dummheit und Lebelwollen auf, man zog ihn durch den Kot, in den man gewöhnlich feinesgelesenen schleppt.“ Und warum? Muskorator war kein studierter Musiker. Er war in die militärische Laufbahn eingetreten, die er später quittieren mußte, weil seine demokratische Gesinnung, aus der seine Volksobern erwuchsen, unangenehm auffiel. Dazu ergab er sich einem Bohemeleben, das im Krankenhaus endete. Muskorator ist durch und durch Revolutionär. Alles bis zu seiner Zeit Gewesene warf er über Bord. Er anerkannte weder die aufbauenden Geleise der musikalischen Architektur noch die althergebrachten Regeln der Harmonielehre. Er legte den Grund zur Aktualität. Seine Gelehrten hatten in der damaligen Zeit leichtes Spiel. Sie hintertrieben weitere Aufführungen. Der intime Freund Muskorators bearbeitete das Werk, nahm textlich, musikalisch-hilflich und auch hinsichtlich der Instrumentierung tief einschneidende Änderungen vor, um eine Wiederaufnahme in das Repertoire durchzuführen. Auch in Karlsruhe wurde diesmal wieder, wie schon vor vier Jahren das Werk in dieser Bearbeitung herausgebracht. In andern Bühnen ist man dazu übergegangen, die Oper im Original aufzuführen, nicht nur musikalisch, sondern auch textlich. Diese Originalinterpretation wäre umso interessanter, als von ihr der gerade Weg zum Verständnis der modernen Musik ausgeht. Vielleicht entschließt man sich auch hier dazu, den Musikfreunden die Möglichkeit eines Vergleiches zwischen ursprünglicher und überarbeiteter Fassung zu geben.

Vorherhand sind wir dankbar für die Neueinstudierung und die Ankündigung der „Salome“, die beide zu Ende des Spieljahres in unser Opernrepertoire neues Leben bringen. Boris Godunow ist eine Volksober. Das Volk ist der hauptsächlichste Träger der Handlung, das zeigt sich in der Rolle, die dem Chor zugewiesen ist. In keinem andern Werk der modernen Opernliteratur ist der Chor zu einem so wichtigem Faktor der Handlung geworden wie gerade in Boris Godunow. Das Rollenbild der Chöre zeigt von der inneren Verbundenheit des Komponisten mit den tatsächlichen Reaktionen des Volkes. Alle Chöre sind von gleich harter, das Ohr nie ermüdender Wirkung, sei sie nun von oratorienartigem Charakter (erster Akt), von volkstümlichem Einschlag, oder von grotesker Unterbrechung (Revolutionszene). Die Architektur der Chöre ist einzigartig, in ihrem Fugenaufbau zeigt sie ein meisterhaftes Können und ein tiefgehendes Studium der Musikwissenschaft. Schade nur, daß dem musikalischen Laien die Vorbedingungen für das Verständnis dieser phänomenalen Kunst fehlt. Sein mitempfindender Genuß wird dadurch geschmälert. Dasselbe gilt von der Orchesterpartitur. Trotzdem sie nicht im Original vorliegt, hört man doch aus all ihren Seiten die revolutionäre Einzigartigkeit ihres Schöpfers. Alle Rollen im Boris sind in sich geschlossene Partien, denen sinnfällige Charakteristik und dramatische Steigerung in hohem Maße eignen.

Die Aufführung kam vollendet heraus. Es zeigte sich wiederum, welche ungeheure wertvoller Fundus wir nicht nur an künstlerischen Kräften wie Sölkner, Orchester und Chor besitzen, sondern auch an Kostümen und sonstiger Ausstattung. Wir kommen immer wieder auf unser Bedauern zurück, daß mit diesen Funden nicht besser geschickter verfahren worden ist bei der letzten Aufführung des Boris. Seine beste organische und darstellerische Kraft. Vielleicht war er diesmal in Masse und Spiel so realistisch. Die Rolle des Boris ist an sich schon erschütternd, die Ueberbetonung ihrer Tragik fügt dem Gesamtbild entsetzliche Lichter ein. Den letzten Dimitri gab Theo Straß mit metallisch klingendem Organ, das gegen das mit kräftigen Farben kolorierte Orchester sich sieghaft durchsetzte. Einer der schönsten Partiturreize ist das große Liebesduett (allerdings nicht in althergebrachtem Sinne), das Marie Franz (Marina) in dramatischer Steigerung und verständnisvoller Vortragsweise mit ihrem Partner verlebendigte. Auch das Duett zwischen der Amme, Elfrida Haberfor, und dem Zarowitsch, Elie Blant, ist eine Perle der überreichen Partitur, das durch die beiden Künstlerinnen eine föhliche intime Wiederbegegnung erfährt. Weich im Ton und der Verlebendigung war die Arie der Emma Seiberlich. Die kleineren Rollen, deren Schwierigkeit in der Herausarbeitung ihrer besonderen Charakteristik liegt, stellen an die Darsteller hohe Anforderungen. In vollem Maße wurde ihnen gerecht durch Schöpfung und Robert Kiefer als Bettelmönch, Ellen Winter als Schantwirtin, dann Viktor Hopach, Karlheinz Pöcher, Eugen Rainbach, Hermann Lindemann, Josef Falke und Edwin Ott. Wilhelm Rentz, als Fürst Wassili, der die drei-

bende Kraft des persönlichen Konfliktes der Handlung darstellt, vorzöhrte seine Rolle mit starken mimischen Effekten. In der gemäßigten Partie des Emeriten bewährte sich das weiche pastorale sich gebende Organ Hans Riffels. Der Klang der noch jungen, unverbrauchten Stimme fand in seltsamem und doch charakteristischem Gegenatz zu dem grau wallenden Bart des Chronisten. Nicht jedes Theater kann sich so glücklich schätzen, einen Konsermeister mit Tenorpartien betrauen zu können. Konsermeister Hans Dörschel gab die kleine Rolle des Bößwärtigen so ausgesprochen, daß niemand merkte, daß er nicht zu den wachsenden Stimmen gehörte. Die Regie Viktor Pruzhas war großzügig. Es war alles in Fluß, nirgends stellten sich Hemmnisse ein, an manchen Stellen wurde mit wenigem viel erreicht. Fröhlich weiß die Partiteile der modernen Bühnentechnik trefflich zu nutzen. Die plastische auf ein kräftiges Crescendo hinzielende Prägung des ersten Bildes im vierten Akt war von künstlerischem Geschmack diktiert. Der Chor war hier ein williges vermittelndes Werkzeug. Den herrlichen Darbietungen muß ein unangenehmliches Lob gesollt werden. Man merkt, daß Georg Hofmann mit unendlichem Fleiß am Werk war. In seinen Farben, vorzüglich aufeinander abgestimmt, waren Dekorationen und Kostüme gehalten. Generalmusikdirektor Josef Krins hat für die grandiose Musik breite Akzente. Die reicheren Details kommen zur Entfaltung, sie werden allerdings gern die Singstimme. Dieses Manfo wird aber selbst für schonendster Behandlung des großen Orchesterapparates nicht zu umgeben sein. Das Orchester musizierte sichtlich mit innerer Freudigkeit. Das auf der letzten Haus folgte interessiert der äußerst wohlgeklungenen Vorstellung.

Heiße Sommer

Von Ernst Edgar Heimédes

Wir haben uns lange nicht mehr über einen ungewöhnlich heißen Sommer zu beklagen gehabt, und wenn die Quecksilberläufe auch bisweilen einmal einen starken Drang nach oben zeigen, so war das meist nur von kurzer Dauer. Glücklicherweise sind wir von den anhaltenden Hitzeperioden vergangen. Zeit seit langem verlohnt sich geziehen. Wie viel Anheil sie der Menschheit gebracht haben, wissen die alten Chroniken manchmal recht anheulisch zu schildern, wobei es allerdings wohl nicht immer ohne Uebertreibungen abgegangen sein mag. — Jedenfalls hat man gewöhnlich nur dann über längere Hitzeperioden Aufzeichnungen gemacht, wenn sie Mähernten, Feuersbrünste, Seuchen usw. verursacht haben.

Einen Bericht des fränkischen Geschichtsschreibers Gregor von Tours zufolge herrschte in Frankreich im Jahre 584 eine derartige Hitze, daß die Obstbäume schon im Juni reife Früchte trugen und im September vielfach eine zweite Ernte lieferten. Durch große Dürre, die von Januar bis zum September anhielt und sämtliche Feldfrüchte vernichtete; zeigten sich die Jahre 593 und 594 aus. — Wie die Annalen von Fuld und Rantzau melden, brach 851 und 852 infolge der außerordentlichen Hitze eine Hungersnot aus, so daß die Eltern ihre eigenen Kinder verzehrten. Es will uns scheinen, daß hier die Parallele mit dem Chronisten durchgegangen ist. Allerdings werden auch noch andere Fälle von Menschenfresserei gemeldet, so z. B. aus Frankreich, wo im Jahre 809 eine durch große Hitze verursachte Hungersnot die verwelkenden Menschen zum Kannibalismus trieb. — 994 und 995 herrschte wochenlang eine derartige Gluthitze, daß die Bäume verbrannten, viele Flüsse austrockneten und die Fische in den Seen starben. — 1232 konnte man infolge der tropischen Hitze die Eier im Sande kochen. — Häufig ist in den alten Berichten davon die Rede, daß man die größten Ströme, die infolge der langen Dürre fast ausgetrocknet waren, ungeschädigt durchwatete konnte wie 1304 die Donau bei Klosterneuburg und den Rhein zwischen Biele und Straßburg. Von der Seine und Loire wird dasselbe gemeldet. Auch die Elbe hatte im Lauf der Jahrhunderte in besonders heißen Sommern manchmal so niedrigen Wasserstand, daß die Schifffahrt völlig eingestellt werden mußte und die sogenannten Sungenheine zutage traten, deren Erscheinung nach allem Volksglauben die härteste Zeit und Hungersnot bedeutet (1904 waren sie zum letzten Mal sichtbar). — 1387 konnte man sogar bei Köln durch den Rhein gehen. Das war vor überhaupt für alle Länder ein schlimmes Jahr, da es im Sommer fast gar nicht (in der Schweiz vom Februar bis September nur sechsmal) regnete und auf den Feldern alles verdorrte. — Unerträglich die Hitze plagte die Menschheit im Jahre 1442 monatlang, so daß man z. B. in der Gegend von Metz nur mit einem Hemde bekleidet umherging.

Mancherlei Anheil brachte der heiße Sommer von 1473 über Deutschland und die angrenzenden Länder; die Hitze legte schon im März ein und dauerte ununterbrochen bis in den September hinein. Die Flüsse trockneten aus und zahlreiche Wälder brannten aus.

In Frankreich war die Weinreife bereits im August beendet und als im September endlich der erste Regen kam, gingen die Säume im Oktober neuem zu blühen an und in Süddeutschland sowie in der Schweiz gab es eine zweite Reifeperiode. — Alte Schriften melden, daß im Juli 1483 in manchen Gegenden Deutschlands die Wälder von selbst in Brand gerieten. Zehn Jahre später herrschte bei uns eine derartige Dürre, daß man im Juli mit Wagen durch die Elbe fahren konnte. — Anhaltende Hitzeperioden hatten häufig fürchterliche Wetterkatastrophen zur Folge; im Juli 1441 fielen in der Gegend von Eberstadt Dazelförner in der Größe von Gänseieren, die nicht nur in den Gärten und auf den Feldern alles zerstörten, sondern auch an Gebäuden Schaden anrichteten, und am 2. Juli 1575 gingen während eines Schiffssturms in der Bieleberger Märisch 50 Pfund schwere Dazelförner in die See. — 1540 schmolzen in der Schweiz unter der anhaltenden Glut der Sonnenstrahlen die Gletscher zumalmen; es regnete vom Februar bis Dezember nur einmal. In der Ebene war es wenig Wasser, daß die kalte Meeresluft bis London vordrang. — Während des heißen Sommers von 1566 find zahlreiche Menschenfresserei.

Äußerst anhaltende Hitzeperioden sind bei uns in der Schweiz herbeigeführt, so herrschte am 17. Juli 1709 eine europäische Gluthitze, wobei u. a. eine starke Gluthitze 190 Fuß fortgeschleudert wurde, und am 11. Juli 1817 zerstörte ein heftiger Sturm im Dorf Wasel bei Neu- münster 39 Häuser. — Infolge der ungewöhnlichen Hitze stieg im August 1755 das Quecksilber im Barometer der Pariser Sternwarte so hoch, daß die Glasröhre zerbrach. — Der heiße Sommer des Jahres 1794 brachte das Korn sehr früh zur Reife, in Dänemark war bereits am 11. Juli 1794 die gesamte Roggen- und Saferente beendet.

Auch in neuerer Zeit hat die Menschheit häufig unter heißen und bürren Sommern zu leiden gehabt. 1808 wurden ganz Mittel- europa und Rußland von einer katastrophalen Hitze heimgesucht, die das kalte Wasser der Nordsee auf der Landstraße tot umfloss. — Die heißer war das Jahr 1811; damals führte der Rhein so wenig Wasser, daß zwischen Ridesheim und dem Bingerloos ein Felsstein vor sich kam, der nur bei dem denkbar niedrigsten Wasserstand sichtbar war. Aber die Hitze hatte auch etwas Gutes an sich, sie brachte einen Wein zur Reife, der Verästeltheit entgegen und keinen geringeren als Goethe veranlaßte, ihm ein Lied zu singen.

Von den tropischen Sonnengluten wurden Deutschland und andere europäische Länder in den Jahren 1832, 1841, 1852, 1855, 1873 und 1892 heimgesucht, wo überdies die Cholera in Hamburg wüthete. Unter den heißen Sommern der letzten Jahrzehnte lebt der heißeste Jahres 1904 noch im Gedächtnis vieler Menschen. Damals erreichte das Wasser unserer größten Flüsse einen derartigen Stand, wie man ihn bis dahin nicht für möglich gehalten hatte.

ALOIS NOLD
DIE HOLLE VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsdruckerei Volk und Fortschritt GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Berechnungen
Nach einigen Tagen begannen von Neuem die eindringlichen Verböde. Die Franzosen mußten erfahren haben, daß unter uns Deserteure steckten. Da die französischen Offiziere bei uns nichts herausbrachten, mußten uns marokkanische Offiziere, die bei den Franzosen im Dienst standen, ins Verböde nehmen. Und diese erreichten ihr Ziel. Unsere marokkanischen Sprachkenntnisse verrieten uns. In der kurzen Zeit von zwölf Monaten war es uns nicht möglich, die Sprache der Eingeborenen voll zu beherrschen. Die marokkanischen Offiziere hatten bald heraus, wer von uns kein Eingeborener, sondern von der Legion war. Auch mich erkannte man.
Wir wurden streng abgefordert und kamen in schwere Saft. Unsere frühere Truppenzugehörigkeit wurde festgestellt. Man be- trachtete uns unserer Kleidung, rih uns die langen Robammoden- mäntel vom Leibe herunter. Der Turban wurde vom Kopf ge- schlagen und den Robammodenbart wollte man mir ohne Rasier- messer und Schere entfernen. Ein sehr schmerzhafter Prozedur. Dann warf man uns ins Militärfängnis zu Casablanca. — Das Kriegsgericht wartete auf uns.
Auf mich pochte man besonders auf. Ich erhielt einen Separat- posten vor die Tür gestellt, der besonders auf Zelle Nr. 1 zu achten hatte. Oft säßte ich aus Langeweile die Schritte der Posten. Ich kam einmal dabei auf die Zahl 3000. Die armen Kerle! Alles wegen mir, einem früheren Legionär, der befristet und dann wieder beim Franzmann auf Besuch war. Bei meinen Gängen zur Vernehmung hatte ich fünf Mann mit aufopferndstem Seiten- gewehr als Beileitung, darunter einen Korporal mit einem schnei- denden Spitzbart und listigen Schweinsaugen. Jeden zweiten Tag mußte ich solch einen Spaziergang machen, um von dem Unter- suchungsamt vernommen zu werden.

Das erste Protokoll begann folgendermaßen: „Moiis Nold II. Class, 7. Komp., 2. Bataillon, 4. Reg. Etranger, ist angeklagt und beschuldigt, am 19. Mai 1923 mit noch drei Deutschen auf vorder- stem Posten in der Region Tabla auf Bou-Hfhouen unter Mit- nahme der gesamten Uniform, des Gewehrs und Seitengewehrs, 120 Patronen, nebst 35 Handgranaten zum Feinde desertiert zu sein. Ferner hat er mit den drei anderen Deserteuren vor der Mündung der Telephonanlage, Signalapparate zerstört, die Posten- türe geöffnet, den Durchgang durch einen Drahterbau freigelegt und dadurch die im Schlafe liegende Postenbesatzung gefährdet. Nach ihrer Frühlingnahme mit dem Feinde, d. h. den noch nicht unter- worfenen Araberstämmen, griffen sie mit ihnen gemeinschaftlich das Fontaine-Chibbelissen an und brachten der Besatzung mit Handgranaten große Verluste bei. Bei der Gefangennahme befan- den sie sich natürlich unter den Rebellen.“

Es folgten vier Wochen mit fast täglicher Vernehmung vor dem Untersuchungsamt. Auf meinen Wunsch wurde mir ein Dol- metzher zur Verfügung gestellt. Es war mir bald alles klar, was da noch kommen wird.
Trotz der vielen, kniffligen und raffinierten Vernehmungen konnte ich mich absolut nicht dazu entscheiden, meine Anklageschrift zu unterzeichnen. Ich gab nur zu, was man mir direkt beweisen konnte und verbarnte hartnäckig bei diesen Aussagen. Der lange Ekel von Mensch, der vernehmende Gerichtsoffizier war ein Wolf im Schafspel. Er verachtete mich immer und immer wieder dahin zu bringen, alles einzugehen. Die Strafe wäre dann nicht so schlimm! Aber ich wußte zu genau, daß bei solchen Vergehen, wie sie bei mir vorlagen, nur Todesstrafe oder in günstigsten Falle Verbannung zu Zwangsarbeit auf eine der Strafkolonien zu erwar- ten war.

Alle Beeinflussungsversuche und Schmeicheleien scheiterten an meiner Hartnäckigkeit. Mein halbes vis-à-vis war manchmal ganz verwehrt und fand keine Worte mehr, auf mich einzureden.
Am 16. Oktober 1924 wurde mir durch den schweinsaugigen Korporal die Vorladung zur Gerichtsverhandlung zugestellt. Mit gleichgültiger Miene nahm ich sie entgegen. Die Vorladung zum ersten französischen Kriegsgericht in Casablanca lautete: Daß ich mich am 24. Oktober 1923, vormittags acht Uhr, einzufinden hätte bzw. vorzuführen sei.

Kriegsgericht

Am 24. Oktober 1923 wurde ich früh um halb acht Uhr aus meiner Zelle abholt, vorchriftsmäßig gekleidet und dann auf den

Hof des Gefängnisses geführt. Dort befam ich Gesellschaft. Von vierzehn Leidensgenossen fanden unter schwerer Bewachung da- hin. Wir wurden an beiden Handgelenken angeketet und dann führten uns die schwerbewaffneten Wachtposten zum Kriegsgericht. Fünfzehn Angeklagte, begleitet und bewacht von zwanzig bewaffneten Männern.

Das Kriegsgericht tagte in einer mächtigen Barade. Ueberall wimmelte es von Wachtposten. In einem kleinen, stinigen Raum mußten wir unsere Vorführung vor das Gericht abwarten. Die leichteren Fälle kamen zuerst daran. Nach einer Stunde waren schon zehn meiner Schicksalsgenossen abgeurteilt. Die fran- zösische Militärjustiz arbeitet schnell. Ein langes Veraten gibt es nicht! Warum auch? Etwas wegen einem deutschen Hund?

Bald war auch die Reihe an mir. Niederzugeschlagen betrat ich den Gerichtssaal. In kurzer Erläuterung wurde mein Vergehen be- kanntgegeben. Die im Zuhörerraum sitzenden Neugierigen er- warteten mit Spannung mein Urteil. Selbst Mutwollen konnten diesen meinen schwachen Körper. Ich fühlte mich vor Aufregung völlig kaltlos. Zum Schluß trat man mich, ob ich noch etwas zu sagen hätte. Was sollte ich vorbringen? Ein Straß- sohnung hätte in mir auf. Meine Lippen fielen Unvorsicht- liches. Dastig brachte ich einige Bittworte heraus, um eine ge- lindere Strafe mit Rücksicht auf meine Jugend.

Das Urteil

Der Gerichtshof verließ den Saal. Die Beratung dauerte annä- hernd fünf Minuten, dann war auch mein Urteil gesprochen. Wie die Strafe lautete, erfuhr ich noch nicht. Ich wurde wieder an meine- re Kette hinausgeführt. Die französischen Kriegsgerichte sind human. Sie geben das Urteil in Anwesenheit des Angeklagten nicht be- kannt.

Nachdem der Gerichtssaal geräumt war, wurden wir, sämtliche fünfzehn Mann, wieder in den Saal geführt. Natürlich wußten wir unter härtester Bewachung. Der Untersuchungsamt war eine Liste in der Hand, auf der unsere Strafen vermerkt waren. Der Offizier verlas die Strafen. Zwei von uns waren dem Stomo- der verfallen. Sie waren zum Tode durch Erschießen verurteilt. Die armen Kerle! Ich tat mir leid. Nach so langem, mühsamem Ver- langen und die Sehnsucht nach der Heimat ihr Leben vorwärts- zuverwandeln zusammenzufassen, ohne Wörder zu sein. Ich redete ebenfals mit einem Todesurteil. Aber trotz meiner schweren Ver- gehen lautete mein Urteil auf zwanzig Jahre Zwangsarbeit mit Verbannung nach der Strafkolonie Cayenne. (Fortf. folgt.)